

Quoten, Kurven und Profile – Zur Vermessung der sozialen Welt. Einleitung

Jan-Hendrik Passoth & Josef Wehner

Zu den Auffälligkeiten unserer modernen Welt gehört die Allgegenwart zahlenbasierter Darstellungen. Ereignisse und Entwicklungen in Politik, Wirtschaft oder Wissenschaft werden uns zunehmend in Form von Umfragewerten, Börsenwerten oder Rankings vermittelt. Wir haben uns daran gewöhnt, mit Hilfe von Statistiken und entsprechenden Infografiken wie Diagrammen, Kurven oder Listen über das tagesaktuelle Weltgeschehen informiert zu werden. Zahlen dienen nicht nur der Außendarstellung und Information der Öffentlichkeit. Unternehmen führen hochkomplexe Kalkulationen auch und gerade für Zwecke der internen Kontrolle und Steuerung durch. Verwaltungen nutzen Statistiken, um Entscheidungen für die Politik vorzubereiten. Parteien orientieren sich in Fragen der programmatischen Ausrichtung und Wahl ihres Spitzenpersonals an Meinungsumfragen. Leistungen und Förderwürdigkeit von Universitäten und ihren Wissenschaftlern richten sich nach Drittmiteleinwerbungen, Zitationsindizes und Hochschulrankings. Schulen vergleichen und bewerten die Leistungen ihrer Schülerinnen und Schüler mit Hilfe von Notensystemen. Selbst die Art und Weise, wie Unternehmen oder Parteien zu ihren Kunden bzw. Wählern Kontakt aufnehmen, wie sie diese in das jeweilige Teilgeschehen einbeziehen, ist längst zu einer Frage der Möglichkeiten der Vermessung und Verrechnung ihrer Meinungen, Erwartungen und Gewohnheiten geworden. Vor diesem Hintergrund wundert es dann auch nicht, dass immer häufiger, wenn wir andere beobachten und bewerten, uns mit anderen vergleichen, um einschätzen zu können, wo wir stehen und wie wir uns verbessern können, Statistiken und entsprechende Bewertungen im Spiel sind. So orientieren wir uns beispielsweise in Fragen des Konsums kultureller Güter – etwa bei der Auswahl von Musiktiteln, der Entscheidung für Bücher oder der Bewertung von Kinofilmen – auch deshalb an Zuschauerquoten, Charts, Bestsellerlisten oder an in Sternchen ausgedrückten Bewertungen, um uns unserer Zugehörigkeit zu bestimmten Lebensformen und Geschmackskulturen zu versichern und uns von anderen abzugrenzen.

Der Umgang mit Zahlen beschränkt sich bekanntermaßen in seiner Bedeutung nicht auf die heutige Gesellschaftsform. Allerdings hat er unter neuzeitlichen Bedingungen entscheidende Prägungen erhalten. Prozesse der Verwissenschaftlichung (Statistik, Betriebswirtschaft etc.), der Standardisierung und Systematisierung wie auch der Organisierung haben den Zahlengebrauch auf neue technische, methodi-

sche und institutionelle Fundamente stellen können, ohne die sich weder das moderne Staatswesen (Foucault 2006) noch die kapitalistische Wirtschaftsordnung (Weber 1980; Sombart 1987) gebildet und durchgesetzt hätten. Rechenverfahren gelten als Ausdruck und Treiber sowohl der kapitalistischen Betriebsführung (Vormbusch 2007) wie auch der staatsbürokratischen Formalisierung und Rationalisierung (Carroll 2006). Erklären lässt sich dies mit einer Besonderheit des Zahlengebrauchs: Entscheidungen – ob nun in wirtschaftlichen oder politischen Kontexten – lassen sich mit Hilfe von Zahlen auf eine objektive, jederzeit und an jedem Ort nachprüfbare Basis stellen. Jedenfalls wird Zahlen dies unterstellt. Deshalb fällt es schwer, ihnen zu widersprechen, meistens gelingt das nur mit Hilfe neuer Berechnungen. Diese Unterstellung ist nicht grundlos, sie beruht auf der Annahme, dass sich Verfahren des Rechnens von besonderen raum-zeitlichen wie auch sozialen Gegebenheiten abstrahieren lassen, indem unter anderem vom Vertrauen in die Verlässlichkeit der Person auf das Vertrauen in ein formales Verfahren umgestellt wird (Daston & Galison 2007).

Es sind die Figur des „austauschbaren Beobachters“ (Daston 2003a) und die damit verbundene Unterstellung kontextindifferenter Geltungsbedingungen, die Rechenverfahren über ihre Ursprungsdomänen Handel und Politik hinaus mittlerweile auch in anderen gesellschaftlichen Bereichen wie der Wissenschaft, Bildung, der Gesundheit oder dem Sport zum Einsatz kommen lassen. Mit dem Zahlengebrauch werden jedoch auch Praktiken der Selbst- und Fremdkontrolle, der Wettbewerbsorientierung und Selbstoptimierung verbreitet. Diese wiederum verschaffen immer mehr gesellschaftlichen Teilbereichen wichtige Grundlagen für eine operative Eigenständigkeit, Anhaltspunkte für interne Differenzierungs- und Komplexitätssteigerungen sowie Möglichkeiten, die Beziehungen zum Publikum (Wähler, Kunden, Patienten) wie auch zu anderen Feldern zu rationalisieren (vgl. Desrosières 1998). Die Praxis, die Welt in Zahlen auszudrücken, wird deshalb auch gern mit der Vorstellung eines Universalcodes in Verbindung gebracht, der dazu verhilft, die Begrenzungen funktions- und ortsspezifischer Spezialsprachen zu überwinden zugunsten eines tendenziell globalen Beobachtungsraums, in dem in zuvor festgelegten Hinsichten (Indikatoren) definierte (soziale) Sachverhalte verglichen werden können (Espeland & Stevens 2008). Davon ausgehend lassen sich dann selbst Phänomene des sozialen, kulturellen wie technologischen Wandels, insbesondere die Verbreitung von sozialen und technischen Innovationen, mit der Bildung von zahlenbasierten Kommunikationsräumen und darin eingelassenen Unterscheidungs- und Vergleichsmöglichkeiten in Verbindung bringen (Heintz 2010).

So unbestritten es sein dürfte, dass Verfahren des Rechnens als unhinterfragte Grundlage mitunter weltweiter Vergleichskommunikationen auf immer mehr sozialen Feldern fungieren, so wenig Zweifel lassen kritische Beobachter dieser Entwicklung daran aufkommen, dass die den Statistiken und entsprechenden Reprä-

sensation unterstellte Objektivität und die mit ihr verbundene Vertrauenswürdigkeit sich tatsächlich selbst einer spezifischen, mehrstufigen Praxis verdankt (Porter 1996). Damit ist zunächst einmal gemeint, dass die abstrakten Regeln des Rechnens, sobald sie die „Quarantänestationen“ der selbstgenügsamen Mathematik verlassen, stets eingebettet sind in Verfahren, die sich auf definierte Ausschnitte der Gesellschaft, der Technik oder Natur beziehen. Unter Messen ist also mehr zu verstehen als nur die Durchführung von Rechenprozeduren. Wir haben es hier immer auch mit einem auf empirische Objekte bezogenen und diese miteinander vergleichenden Verfahren zu tun (vgl. Vollmer 2003). Ein solches auf Rechenvorgängen beruhendes Vergleichen erfordert jedoch eine Reihe besonderer Vorkehrungen. So ist daran zu erinnern, dass Messverfahren nicht einfach der zu vermessenden Welt entnommen werden können, sondern zunächst einmal zu entwickeln und zu etablieren sind, was sie dem Einfluss heterogener Faktoren (beteiligte Akteure, Wissenssysteme etc.) aussetzt und von vielen Abstimmungen, Verhandlungen und Entscheidungen abhängig macht. Auch die Anwendung eines Messverfahrens setzt die Bearbeitung von Kontingenzen voraus. So muss vor allem entschieden werden, was überhaupt gemessen werden soll. Messungen berücksichtigen immer nur spezielle Wirklichkeitsausschnitte, vernachlässigen dagegen viele mögliche andere. Vor allem aber sind die zu vermessenden Objekte durch entsprechende Vorarbeiten erst einmal messbar zu machen, das heißt zu vereinheitlichen und anhand ausgesuchter Kriterien vergleichbar zu machen. Flankierend dazu sind Situationen zu schaffen, in denen Messverfahren vor störenden Einflüssen geschützt werden, da nur so nachprüfbare Ergebnisse gewonnen werden können. Schließlich bedarf es solcher Strukturen in Wirtschaft, Politik und anderen gesellschaftlichen Bereichen, die einen fortlaufenden Bedarf für Messergebnisse anmelden und deren Weiterverarbeitung ermöglichen. Und selbstverständlich erfordern die Durchführung von Messverfahren und das Auswerten ihrer Ergebnisse spezielle Kompetenzen bei all denjenigen, die mit diesen Vorgängen befasst sind.

Messvorgänge sind also in mehrfacher Hinsicht voraussetzungsvoll; sie bilden künstliche Veranstaltungen, verlangen umfangreiche, wiederum lokal geprägte, verhandlungs- und entscheidungsabhängige „Reinigungsarbeiten“, damit sie überhaupt durchgeführt werden können (Alonso & Starr 1987; Amann & Knorr Cetina 1988). Dass sie dennoch den Eindruck abstrakter Objektivität und Evidenz befördern, kann dann ebenfalls mit einer Praxis, nämlich der des „Unsichtbarmachens“ eben dieser Selektivität und Kontextualität des Messens, erklärt werden. Lynch spricht in diesem Zusammenhang von einem Prozess des „constituting and framing“ [of] a phenomenon so that it can be measured and mathematically described“ (Lynch 1998: 218). Nur so konnte unbemerkt bleiben, dass die einmal gebildeten Messindikatoren und damit verbundenen Klassifikationen, indem sie nicht ignorierbare Vergleiche anbieten und relevante Informationsquellen verfügbar machen, auf das Selbstverständnis der Messobjekte zurückwirken (Espeland &

Stevens 2008; Vormbusch 2007). Zahlenbasierte Vergleichssysteme wie etwa Notenspiegel, Rankings oder Indizes bilden immer auch wichtige Orientierungsressourcen. Sie motivieren Leistungsbereitschaft und Wettbewerbsorientierung, fordern dazu auf, die abstrakten Messergebnisse auf die Besonderheiten der jeweiligen Handlungskontexte zurückzuübersetzen, denen sie entnommen wurden, und regen zu Selbstbewertungen und -veränderungen an. Auf diese Weise tragen sie bei konsequenter Befolgung entscheidend zur Entstehung und Entfaltung all der Objekte (Wähler, Kunden, Mitarbeiter, Schüler, Patienten usw.) bei, die sie in vermeintlich neutraler Einstellung nur zu beobachten vorgeben (Hacking 1992).

Mediatisierung des Messens

Bei näherer Betrachtung fällt auf, dass in den hier angesprochenen sozialwissenschaftlichen Debatten die Frage nach der Relevanz alter und neuer technischer Medien weitgehend ausgeklammert bleibt. Das muss verwundern, nehmen doch vor allem die modernen Massenmedien in diesem Zusammenhang eine Sonderstellung ein (Wehner et al. 2012). Bekanntermaßen messen diese besonders solchen Ereignissen einen hohen Nachrichtenwert bei, die sich für eine quantifizierende Bearbeitung und Darstellung eignen. Bereits aus diesem Grunde liegt die Vermutung nahe, dass der statistikorientierte Blick auf das Weltgeschehen durch die Massenmedien nachhaltig gefördert wird. Hinzu kommt, dass Fernsehen, Radio und Zeitungen wechselseitige Beobachtungen zwischen gesellschaftlichen Teilbereichen wie Politik, Bildung oder Wirtschaft fördern, indem sie fortlaufend deren Selbstquantifizierungen in Form von Umfragewerten, Beliebtheitsrankings, Absatzzahlen, Börsenkursen oder Bilanzen etc. veröffentlichen. Sie tragen damit zur Bildung von Kommunikationsräumen bei, in denen sich die jeweils Beteiligten (Parteien, Unternehmen, Hochschulen) unter den Augen eines Publikums aufeinander beziehen und vergleichen können. Es sind also die Massenmedien, die jene zahlenbasierte Vergleichskommunikationen fördern, von denen angenommen wird, dass sie eine wichtige Antriebsfeder sozialen und technologischen Wandels darstellen (Heintz 2010). Hinzu kommt, dass Massenmedien ihre eigenen Publikumsbeziehungen mit Hilfe von Messverfahren organisieren. Zuschauer, Hörer oder Leser gewinnen Eingang in das System der Massenmedien vor allem in Gestalt von Messergebnissen („Quoten“) und stimulieren dort ebenfalls Prozesse wechselseitiger Beobachtung und Konkurrenz – umgekehrt machen sich die Medien durch die Quote und ihre Übersetzung in entsprechende Darstellungsformen für ihr Publikum beobachtbar (vgl. Schneider & Otto 2007).

Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, welche Impulse von den neuen digitalen Medien, insbesondere vom Internet, in Hinblick auf die Verbreitung und Wirkungsweisen numerischer Verfahren zu erwarten sind. Die neuen elektroni-

schen Medien sind in den letzten Jahren vorrangig unter dem Aspekt gesteigerter Eingriffs-, Mitwirkungs- und Vernetzungsmöglichkeiten diskutiert worden („Web 2.0“). Es ging dabei um Formen des persönlichen Mediengebrauchs, um Prozesse der Vernetzung, Gemeinschaftsbildung und Kollaboration und nicht zuletzt um Interaktivität. Dabei wurde weitgehend übersehen, dass sich das Internet zu einem komplexen Datenraum entwickelt, der zunehmend von Computerprogrammen bevölkert wird, die diesen Raum unentwegt nach verwertbaren interessanten Spuren absuchen. Es sind vor allem die neuen Teilnehmerfreiheiten, die für dieses gesteigerte Datenaufkommen verantwortlich sind und die es sinnvoll erscheinen lassen, das Netz pausenlos zu „monitoren“ und die Aktivitäten von Millionen von Netzteilnehmern in Hinblick auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede auszuwerten. So viel scheint jedenfalls gewiss: Mit dem Übergang von traditionellen, analogen (Massen-)Medien zu den neuen, digitalen Medien nehmen die Möglichkeiten, Rezeptions- wie Produktionsaktivitäten in Echtzeit zu protokollieren und in verrechenbare Daten zu transformieren, in bislang nicht da gewesenem Maße zu (vgl. Napoli 2011). Das gilt nicht nur für Webseiten, Chats oder Email, sondern in gleichem Maße für digitales Fernsehen mit Rückkanal, IP-Radio und IP-basierte Telefoniedienste. Die so erzeugten Daten ermöglichen eine Vielzahl neuer Formen statistikbasierter Inklusionen, etwa in Form von errechneten Nutzer- und Nutzungsprofilen oder Ähnlichkeitsvergleichen. Medienentrepreneure basteln fast täglich an neuen Techniken; neue Möglichkeiten werden in großer Vielzahl ausprobiert. Gleichzeitig verlieren die Formen quantifizierender Umweltbeobachtung, auf die sich die traditionellen Medien so sehr eingestellt haben, ihre Relevanz. Am Beispiel der Quote wird das überdeutlich: Wenn eine Sendung nicht mehr nur zum Ausstrahlungszeitpunkt gesehen werden kann, sondern über diverse legale wie illegale Distributionskanäle – von den Mediatheken über YouTube bis zu Filesharingdiensten – vielfach verfügbar ist: Welche Rezeptionsaktivität muss dann eigentlich noch gezählt werden? Wenn eine über das Online-Angebot eines Fernsehsenders herunter geladene Sendung viral eine Unmenge an Rezipienten erreicht: Muss man dann nicht mehr zählen als den einmaligen Download? In den Bereich der technischen Infrastrukturen quantifizierender Umweltbeobachtungen des Mediensystems ist Bewegung gekommen.

Bei den Massenmedien sind es ganz bestimmte Formen der Messung und Verrechnung von Bürgern, Konsumenten oder Zuschauern, die unter der Bedingung massenmedialer Informations- und Redundanzverarbeitung besondere Prominenz erlangt haben: nämlich Häufigkeiten, Durchschnitte, Abweichungsmaße – Verteilungsmaße also, die auf massenhafte Vollerfassung bei weitgehend akzeptierten Informationsverlusten abzielen. Es geht darum zu erfahren, was die Mehrheit der Bürger meint, was möglichst viele Konsumenten kaufen und was möglichst viele Zuschauer sehen wollen. Unter Internetbedingungen sind es jetzt nicht mehr nur Top-Listen, Durchschnittsnutzungen und Häufigkeitsmaße, die beständig berech-

net werden, sondern Ähnlichkeitsmaße zwischen unterschiedlichsten Merkmalen, die wiederum zur Bildung von komplexen Clustern und Profilen führen. Je mehr Aktivitäten – ob nun in Bereichen der Unterhaltung, des Konsums und der Information, aber auch der Mobilität oder des Wohnens – sich ins Netz verlagern, desto attraktiver und einfacher wird es, nischenförmige Mediengewohnheiten zu beobachten, auszuwerten und, wie die Debatte um den „long tail“ (Anderson 2006) gezeigt hat, auch zu bedienen, die weit unter dem Radar der Massenmedien liegen. Gefördert wird diese Entwicklung zusätzlich dadurch, dass nun auch solche Datenquellen (etwa zum räumlichen Bewegungsverhalten) einbezogen werden können, die ursprünglich vom Netz getrennt waren, nun aber daran angeschlossen sind, wie etwa die Mobiltelefone.

Und noch etwas anderes fällt auf: Obwohl bereits die klassischen Medien über ein ausgeklügeltes System der Publikumsmessung verfügen, bleiben die Messungen doch stets nachträgliche, zusätzliche Veranstaltungen, über deren Relevanz für die Programme bzw. Angebotsstrukturen entschieden werden muss. Dies ändert sich in dem Augenblick, wo jede Medienaktivität immer auch eine messbare Größe darstellt. Eben dies geschieht im Internet, in dem jeder Klick, jeder Up- und Download und jeder Kommentar eine für entsprechende Programme protokollierbare und analysierbare Aktivität darstellt. Fast könnte man meinen, dass sich die Frage, welcher soziale Sachverhalt Gegenstand von Messverfahren werden soll, erübrigt, insofern als jede Aktivität vermessen werden kann, sofern sie sich im Netz realisiert. Jeder Messakt trägt dann prinzipiell und automatisch zum Aufbau von Webseiten bei, fließt in die Auswahl von Angeboten ein. So gesehen ideologisieren die Visionäre des Web 2.0 das Internet, wenn sie behaupten, die Teilnehmer selbst hätten nun die Chance, in Eigenregie – solange sie vor politischen oder kommerziellen Gängelungen geschützt bleiben – darüber zu befinden, was sie im Netz sehen, hören oder lesen bzw. mit wem sie sich über welche Themen austauschen und verständigen wollen. Sie lassen außer Acht, dass zur Infrastruktur der Netze auch die wachsende Vielfalt von Verdattungs- und Analysealgorithmen gehört, die in all diesen Hinsichten Vermittlungsfunktionen übernehmen. Sie schieben sich zwischen Dateneingebenden und Datenentnehmenden, erfassen und analysieren die entsprechenden Netzaktivitäten, um Vorlieben und Gewohnheiten kennenzulernen, vergleichen diese, suchen nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden, bilden Profile und Cluster an, sortieren und filtern die Angebote (vgl. Röhle 2010). Um jedoch nicht im Gegenzug den Fehler zu wiederholen, diese Entwicklungen und deren Relevanz für die Informations- und Kommunikationsverhältnisse in den Netzen im Sinne neuer Techno-Dystopien zu überzeichnen, empfiehlt sich ein genaueres Hinschauen.

Zu den Beiträgen des Bandes

Im Januar 2009 fand an der Universität Bielefeld die Tagung „Von der Klasse zum Cluster“ statt. Auf ihr trugen Vertreter verschiedener Disziplinen ihre Sicht auf die hier angesprochenen Entwicklungen vor. Mit dem vorliegenden Sammelband werden die gehaltenen Vorträge zusammen mit einigen ergänzenden Beiträgen einem breiteren Publikum zugänglich gemacht.

Kalkulieren, Organisieren, Rationalisieren

Den Anfang machen Ausführungen zu der Frage, wie Zahlensysteme (Börsenwerte, Bilanzen) sich auf spezielle Wirklichkeiten beziehen und wie diese Wirklichkeiten durch die Zahlen hindurch erfasst und gedeutet werden. Sich mit Zahlen zu befassen, schließt also immer die Fähigkeit ein, auf solche hinter ihnen liegende Wirklichkeiten schließen zu können. Soweit es dabei um Vergleiche (etwa Leistungen) geht, sind die damit Adressierten gehalten, anhand der Ergebnisse nicht nur sich selbst und andere zu bewerten, sondern daraus auch für sich Schlüsse in Hinblick auf Möglichkeiten der Selbstveränderung und -verbesserung zu ziehen. Schließlich ist zu berücksichtigen, dass solche Fähigkeiten und Bereitschaften angemessene bzw. fördernde Umgebungen benötigen, um sich zu entfalten. Auch wenn hier der Bezug zu den alten und neuen Medien noch nicht im Vordergrund steht, so wird er doch vorbereitet.

So geht *Hendrik Vollmer* in seinem Beitrag „Fantastische Zahlen“ von der Überlegung aus, dass Zahlensysteme in alltäglichen Gebrauchszusammenhängen niemals für sich stehen, sondern stets auf spezifische Weltausschnitte verweisen. Am Beispiel eines Online-Börsenforums, in dem die Gewinnaussichten einer Unternehmensaktie debattiert werden, zeigt er, dass diese „hinter“ den Zahlen stehenden Wirklichkeiten nicht einfach vorliegen, sondern erst mit Hilfe aktiver Deutungsarbeit in Erscheinung treten. Das eigentlich Faszinierende an Zahlen, Zahlensystemen und Rechentechniken liegt demnach darin, dass sie es gestatten, Räume für kontroverse Deutungen zu erschließen. Zahlen wie etwa Börsen- und Unternehmensdaten zu lesen, bedeutet deshalb gerade nicht, eine vorgefertigte, gesicherte, nicht weiter auslegbare Wirklichkeit präsentiert zu bekommen, sondern im Gegenteil, sich auf Unsicherheit, auf Risiko, auf einen Wettbewerb um beste oder wenigstens tragfähige Deutungen einzulassen. Zahlen stehen also nicht für unumstößliche Wahrheiten, sondern für Chancen, Hoffnungen, Versprechen und Befürchtungen. Dies betrifft die Kaufwerte eines Unternehmens ebenso wie die Umfragewerte einer Partei oder die Noten eines Schülers. *Vollmer* spricht deshalb auch vom „fantasierenden Blick“ auf das Zahlengeschehen. Ihm ist wichtig, dass dieser Blick bzw. die damit verbundene Decodierarbeit nicht etwa als eine fehlgeleitete

Form des Umgangs mit Zahlen verstanden wird, sondern im Grunde als die einzig angemessene, die auch bzw. gerade dort anzutreffen ist, wo die Profi-Zahlendeuter zuhause sind, wo große Datenmengen anfallen und professionelle Auswertungen erwartet werden. Gerade hier, wie etwa in den Controlling-Abteilungen der Unternehmen oder Wahlkampfzentralen der Parteien, wo, von außen betrachtet, der Zahlengebrauch kontrolliert und nüchtern erscheint, wird die interpretative Flexibilität der Zahlen genutzt und ist der spekulative, vermutende und fantasierende Umgang mit der kalten Zahl gefragt und wird der fantasierende Blick geschult und entsteht ein „fantastischer Realismus“.

Auch *Uwe Vormbusch* interessiert sich in seinem Beitrag „Taxonomie des Flüchtigen. Das Portfolio als Wettbewerbstechnologie der Marktgesellschaft“ für die auf Rechnen und Zahlensystemen basierende Erschließung von Wirklichkeitsbezügen und Kommunikationsformen. Er zeigt, wie sich mit dem Aufkommen der modernen Wissens- und Finanzökonomie und der mit ihr verbundenen Aufwertung qualitativer Arbeits- und Leistungsvermögen neue Formen der Quantifizierung und Kalkulation etablieren. Im Mittelpunkt seiner Ausführungen steht das sog. „Portfolio“, ein aus der Finanzwirtschaft stammendes Verfahren, das auf ganz unterschiedliche Bereiche der Darstellung und Kalkulierbarkeit bislang nur schwer messbarer unternehmensrelevanter Ressourcen (z.B. Finanzwirtschaft, Bildung, Gesundheit) erfolgreich übertragen wurde, wie das Beispiel des „Human Resource Portfolios“ zeigt. Mit seiner Hilfe werden nun auch stärker kontext- oder personengebundene Ereignisse, Aktivitäten und Interessen objektivierbar und für anschließende Kalkulationen verfügbar gemacht. So lassen sich beispielsweise Leistungen von Unternehmensmitarbeitern objektivieren und vergleichen, ebenso – mit Blick auf die Zukunft – Hinweise auf die weitere Entwicklung des Leistungsvermögens gewinnen, die wiederum – gegenwartsbezogen – für Zwecke der Kontrolle, Steuerung und Optimierung genutzt werden können. Der Sinn solcher Berechnungs- und Darstellungsformate wie der Leistungsportfolios scheint sich nicht darin zu erschöpfen, der Unternehmensleitung zusätzliche Möglichkeiten der Kontrolle und Steuerung zu ermöglichen. Zusätzlich werden immer auch die Mitarbeiter in wettbewerbsorientierte Beobachtungs- und Aushandlungsverhältnisse versetzt, das heißt, sie werden angeleitet, sich fortlaufend wechselseitig – unter den Augen Dritter (Management) – zu beobachten und zu vergleichen sowie nach Möglichkeiten zu suchen, sich zu verbessern. Es ist vor allem diese Leistungs- und Wettbewerbsförderung, die portfoliobasierten Steuerungsansätzen zu einer gesellschaftsweiten Verbreitung verholfen hat.

Während *Vollmer* und *Vormbusch* im Rahmen ihrer Ausführungen die Frage nach der Relevanz technischer Medien eher am Rande aufgreifen, indem sie insbesondere die doppelte Buchführung als Abkömmling einer Technologie des Schreibens verstehen, stellt *Hannah Mormann* in ihrem Beitrag „Zur informationstheoretischen und organisationstheoretischen Formalisierung von Organisation“ die neuen

Computermedien ins Zentrum ihrer Argumentation. Sie beschäftigt sich mit der Relevanz relationaler Datenbanksysteme für moderne Unternehmen. Am Beispiel der Einführung von Unternehmenssoftware („Electronic Resource Planning Software“) zeigt sie, wie nicht nur auf der Ebene der verwendeten Vermessungstechnologien, sondern auch der organisationalen Abläufe eine zunehmende Formalisierung zu beobachten ist. Mit der Formalisierung der Daten in Tabellen einerseits, mit der Formalisierung „typischer“ softwaretechnischer Antworten auf unternehmensrelevante Fragen andererseits, um die sich eine ganze Beratungs- und Programmierungsindustrie gebildet hat, wird organisationsinterne Komplexität verringert und induziert zugleich. In dem Maße, wie sich so standardisierte Formen der (internen) Unternehmensbeobachtung verbreiten, steigt auch die Relevanz der Organisationsformen, die mit ihnen möglich sind.

Numerische Repräsentationen und mediale Sichtbarkeit

Was aber, wenn gar nicht mehr entschieden werden muss, ob gemessen werden soll oder nicht, wenn die Übersetzung in Zahlen nicht mehr von Hand, sondern automatisch erfolgt, und wenn die Repräsentationen nicht stabil sind, sondern sich fortlaufend verändern? All dies geschieht mit der Einführung des Internets und zeigt sich in besonderer Weise dort, wo die Ergebnisse internetunterstützter Verdattungen und Analyse nicht nur für möglichst zielgruppengenaue Angebots-erstellungen („Long Tail“) oder Plattformgestaltungen („Usability“) genutzt werden, sondern auch als („user generated“) Content dienen. Nicht nur Social Media-Plattformen wie Facebook, sondern auch Unterhaltungsplattformen wie Last.fm spiegeln den Teilnehmern in Form numerischer Konstrukte (z.B. sog. Freundeslisten oder Playlists) ihr Beteiligungsverhalten zurück. Hier stellt sich die Frage, wie das Verhältnis der Teilnehmer zu solchen infografischen Aufbereitungen und Repräsentationen des quantifizierten Beteiligungsgeschehens zu bewerten ist, ob bzw. welche Beziehungen und welche Selbst- und Fremdverortungspotentiale aus solchen zahlenbasierten Ordnungssystemen hervorgehen und in welcher Beziehung diese zu realweltlichen Orientierungssystemen stehen.

Dazu beschreibt *Ralf Adelmann* in seinem Beitrag „Die Normalitäten des Long Tail. Zur ‚Sichtbarkeit‘ von mobilen Medien und Nischenkulturen“, wie generell durch Verbindungen mobiler Medien (Smartphones, Netbooks etc.) mit den Möglichkeiten der digitalen Verdattung und Analyse von Internetaktivitäten Nischenkulturen und ihre vielfältigen Praxen der Sicherung von Zugehörigkeiten und Konstruktion von Identitäten gefördert werden. Er vertritt die These, dass Messungen im Internet gerade solchen Teilnehmergruppen und -interessen entgegenkommen, die unter massenmedialen Bedingungen „unsichtbar“ bleiben mussten. Sie gewinnen jetzt mit den vielen Plattformen, auf denen ihre Informations- und Kommuni-

kationsgewohnheiten, ihre besonderen Themen, Vorlieben und Probleme berücksichtigt und festgehalten werden, eine mediale Bühne und damit eine Sichtbarkeit, die ihnen bislang verwehrt blieb. Über die neuen mobilen Trägermedien trifft eine vorhandene, jedoch aufgrund fehlender medialer Objektivierungsmöglichkeiten bislang unsichtbar gebliebene Vielfalt populärkulturelle Praxen auf das Internet mit seiner eingebauten Nischenförderung („long tail“), die ihnen neue Entfaltungs- und Stabilisierungschancen eröffnet. Ihren sichtbaren Niederschlag finden die entsprechenden Aktivitäten dann u.a. in der Form von Rankings, Listen oder Profilen, also in visuellen Repräsentationen statistischer Protokollierungen und Analysen. Diese lassen sich, so *Adelmann* im Anschluss an Forschungen der Cultural Studies, als neue Wissens- und Ordnungsstrukturen medial geprägter Kulturen verstehen. So gesehen müssen die Möglichkeiten der automatisierten Datenerzeugung und –analyse im Netz nicht länger vorrangig als Anzeichen einer neuen Form der (staatlichen) Überwachung und Kontrolle oder als Hinweise auf neue Herrschafts- oder Manipulationsinstrumente in den Händen von Marketing und Werbung verstanden werden, sondern können auch als Chance einer Überwindung etablierter medialer Formate der Selbstdarstellung und –verständnis gedeutet werden.

Auf solche ambivalenten Effekte der statistischen Verfahren im Internet geht auch *Mario Donick* in seinem Beitrag „Hörverhaltens-Statistiken bei last.fm als Kontext für Kommunikation“ näher ein. Im Mittelpunkt seiner Überlegungen steht die Beobachtung, dass sich im Internet nicht nur neue Bühnen der Selbstdarstellung anbieten, sondern auch neue Transparenz und Konsistenzanforderungen entstehen. Plattformen wie last.fm zeichnen sich dadurch aus, dass sie jeden ihrer Hörer kennenlernen wollen, um diesen nur noch solche Angebote – in diesem Fall: Interpreten oder Titel – zu empfehlen, die ihren Vorlieben entsprechen. Dieses Kennenlernen basiert auf statistischen Analysen des Hörerverhaltens. Einen Nebeneffekt solcher Auswertungen bilden Nutzerprofile, die auch auf den Plattformen zu sehen sind. Da es nun wenig Sinn macht, die Plattform zu täuschen, also mit Hinweisen auf Vorlieben zu füttern, die gar nicht bestehen, macht sich der Einzelne mit seinen Profilen für interessierte andere Teilnehmer der Plattform auf eine Art und Weise beobachtbar, die er nur wenig beeinflussen kann. Je präziser entsprechende Vorlieben und Gewohnheiten mit Hilfe statistischer Verfahren erkannt und durch entsprechende Angebotsauswahl bedient werden, desto schwieriger wird es auf Plattformen wie last.fm sich zu anonymisieren und den Blicken anderer Teilnehmer zu entziehen. Online-Nutzerprofile stehen generell – also auch auf anderen Plattformen mit hohen Datenaufkommen und statistischen Verfahren für die Teilnehmeranalyse (wie z.B. Facebook) – für ein Transparenz- und Objektivitätsversprechen: Sie werden als Informationen über die „echten“ Interessen und Vorlieben eines anderen Teilnehmers behandelt und können deshalb auch genutzt werden, um Widersprüche in den Selbstdarstellungen zu erkennen und zu thematisieren.

ren. Dies erzeugt zusätzliche Bedarfe für Kommunikation, in denen entsprechende Irritationen, Abweichungen, Inkonsistenzen verhandelt werden können.

Die Relevanz von Listen für die Repräsentation von Onlineaktivitäten vertieft Götz Bachmann in seinem Beitrag „Listen, Zeit und Atmosphären. Die Kommentarlisten der japanischen Videoplattform *Nico Nico Douga*“. Er führt uns ein in die hierzulande vermutlich relativ unbekannten Formen des japanischen Konsums von Videos auf Internetplattformen. Dabei interessieren ihn vor allem die ungewöhnlichen Möglichkeiten, Videos zu kommentieren. Auf Plattformen wie *Nico Nico Douga* werden in großer Zahl Kommentare zu den Videos verfasst – und zwar während diese gerade zu sehen sind. Geordnet werden sie mit einer relativ alten Formatierungshilfe, der Liste. Das Besondere an solchen Video-Kommentarlisten ist nun, so Bachmann, dass hier die einzelnen Beiträge eine Art spontane Überschreibung des Videos darstellen, also im Video auftauchen und wie ein sich allmählich durch weitere dazu kommende Beiträge verdichtender Stream im Stream wirken. Da die Liste fortlaufend erweiterbar bleibt, handelt es sich nicht um statische Momentaufnahmen von Nutzereindrücken und -meinungen, sondern um bleibend unfertige, zu fortlaufender Reflexion und weiterer Kommentierung auffordernde Repräsentationen. Bachmann sieht in ihnen sich fortlaufend transformierende „Quasi-Objekte“, über die sich zwischen den Beteiligten ein besonderes Live-Erleben einstellen kann, eine eng mit fernöstlichen kulturellen Besonderheiten verbundene Synchronisierung des Sehens und Hörens.

Messungen und Kopplungen

Indem nun solche bislang von den Sensoren der Massenmedien unentdeckte Nischenkulturen im Netz mit Hilfe zahlenbasierter Darstellungen eine Bühne für ihre Anliegen finden bzw. sich als solche überhaupt erst bilden, werden sie auch für andere, zunächst noch unbeteiligte, dennoch interessierte Dritte beobachtbar. Die Frage ist hier, um wen es sich bei diesen Dritten jeweils handelt, welche Einsichten in die Verteilungen und Dynamik von Präferenzen und Informations- und Kommunikationsgewohnheiten sich für interessierte Nischen-Beobachter überhaupt eröffnen, aber auch, ob sich für die so Beteiligten wechselseitige Bezugnahmemöglichkeiten ergeben und für welche Zwecke diese genutzt werden.

Dass in diesem Zusammenhang nicht nur an die „üblichen Verdächtigen“ aus Politik und Wirtschaft zu denken ist, zeigt Andreas Schmitz in seinem Beitrag „Partnerwahl als Praxis reziproker Klassifikation. Das Beispiel dyadischer Interaktionen auf einem Online-Partnermarkt“. Auch Sozialwissenschaftler profitieren davon, wenn Aktivitäten nicht nur entscheidungsabhängig und nachträglich, sondern im Vollzug – auch dann, wenn die Beobachteten nicht damit rechnen – etwa mit Hilfe von sog. Logfiles protokolliert und ausgewertet werden können. Jeder Klick ist

Quoten, Kurven und Profile

Zur Vermessung der sozialen Welt

Passoth, J.-H.; Wehner, J. (Hrsg.)

2013, VI, 290 S. 15 Abb., 10 Abb. in Farbe., Softcover

ISBN: 978-3-531-17189-0